

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Band: 64 (2007)

Heft: 3

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

HANS HÜRLEMANN: *Urnäsch – Landschaft, Brauchtum, Geschichte*. Mit Beiträgen von OSKAR KELLER, ROBERT MEIER, STEFAN SONDEREGGER (Appenzeller Verlag, Herisau 2006). 316 S., 375 Abb., davon 232 in Farbe.

Ausgezeichnete Idee für ein grosses Buch: zwei Seiten Zusammenfassung «Urnäsch für eilige Leser» (Thomas Fuchs); das Inhaltsverzeichnis umfasst ganze vier Seiten, das bedeutet eine leserfreundliche Gliederung in viele Kapitel und zahlreiche Untertitel: Man kann darin herumstöbern nach Lust und Neugier, ohne sich zu verlieren. Denn: «Das vorliegende Buch versteht sich nicht als erschöpfende Gemeindegeschichte, sondern gleichsam als Sammlung von Gemeindegeschichten und Brauchtum, eingebettet in Abrisse zur Frühgeschichte, zur Geologie und zur Naturkunde.» (Stefan Sonderegger, S. 45).

Der Ort hat seinen Namen vom Fluss Urnasca. «Es bleibt wohl ein unlösbares Rätsel, wie solche Namen aus dem Ligurischen, die im gallo-römischen Raum verbreitet waren, in unsere Gegend gelangt sind. Urnäsch, Sitter und Necker sind Namen, die aus der Zeit vor der alemannischen Einwanderung stammen, aus einer Zeit also, für die im Appenzellerland keine Siedlungen nachgewiesen sind.» (Hans Hürlemann, S. 47). Vielleicht müssen wir uns von der positivistischen Ansicht befreien, nur von archivalischen und archäologischen Quellen auszugehen; beide sind spärlich genug und nur vereinzelt und zufällig erhalten. Flussnamen in unbesiedeltem Gebiet wären unsinnig und warum soll es nicht im Appenzellerland ligurische Namen geben, wenn es in Graubünden sogar ligurische Inschriften gibt? Wir dürfen in diesen Flusstälern getrost eine – wenngleich spärliche – romanische Besiedelung annehmen, entstanden etwa im Zurückweichen vor Alemannen oder anderen Machthabern.

Sonderegger führt in die geschichtliche Zeit ein, die in Urnäsch mit dem Mittelalter beginnt. Geschicht Begriffe erläuternd und illustrierend (z.B. die gesellschaftliche Aufteilung in drei Stände anhand eines Holzschnittes), bringt er dem Leser die Welt dieser oft missachteten Zeit nahe. Er bezweifelt die appenzellische Geschichtstradition, die Ursachen der Appenzellerkriege in äbtischer Gewaltherrschaft zu sehen: Was als solche empfunden wurde, waren lediglich Versuche, alte Rechte wieder geltend zu machen.

Begreiflicher wäre solches vor dem wirtschaftlichen Hintergrund, der freilich fehlt. Man erfährt zwar, dass Appenzell um 1200 der grösste Käselieferant des Klosters St. Gallen war, kein Wort findet man dagegen über das mittelalterliche Textilgewerbe. Dabei war dieses nach Bernhard Stettler (*Die Eidgenossenschaft im 15. Jahrhundert*, Zürich 2004) der eigentliche Anlass für die Aufnahme der «ländlin» (worunter Urnäsch) in den Schwäbischen Städtebund (1377). Zu Unrecht vergisst man die überragende Bedeutung von Konstanz als heimliche Hauptstadt des Bodenseegebietes und als Zentrale des im Verlagssystem betriebenen Leinwandgewerbes in den zwei Jahrhunderten vor dem Konzil, also noch zur Zeit der Appenzeller Kriege; erst nachher wurde Kon-

stanz von St. Gallen überrundet. Dass das vorindustrielle Textilgewerbe im Buch fehlt (Flachsanzbau ist belegt), kann doch wohl nur als schmerzhaft Lücke bezeichnet werden.

Geschichte und Geschichten gibt es auch im volkswissenschaftlichen Teil, der eigentlich als Gang durch das Brauchjahr konzipiert war, freilich weit darüber hinaus führt.

Das *Silvesterklausen* gibt Anlass, ausführlich auf die Kalenderreform einzugehen. Appenzell hatte anfangs 1584 den gregorianischen Kalender eingeführt, kehrte aber 1590 zum julianischen zurück, den Ausserrhodern nach der Kantonstrennung beibehielt, während Innerrhodern wieder zum gregorianischen zurückkehrte. Schwierigkeiten gab das namentlich in den gemeinsamen Vogteien Thurgau und Rheintal. Die Tagsatzung entschied: «Die Untertanen beider Religionen in den gemeinen Vogteien sollten die Fest- und Feiertage nach dem neuen Kalender feiern, den Reformierten sollte es aber gestattet sein, ihre Feiertage nach dem alten Kalender zu begehen. Die Evangelischen sollten die katholischen Feiertage den ganzen Tag, die Katholiken die reformierten Feiertage nur bis am Mittag feiern.» Die Katholiken hatten bedeutend mehr Feiertage als die Reformierten. Urnäsch leistete sich noch eine abweichende Lösung. Der Versuch, 1701 den neuen Kalender, der nun schon 11 Tage vom alten abwich, auf reformierte Initiative hin einzuführen, blieb bei der Landsgemeinde sozusagen im Morast stecken, man wechselte erst 1798, das heisst nach weiteren 97 Jahren (nicht 87, wie es auf S. 80 steht). Ähnlich wie vordem in den Untertanengebieten feiern die Silvesterkläuse zweimal, nämlich am neuen und am alten Silvester.

Sonderbar mutet der folgende Haupttitel an: *Das Bloch*, gemeint ist damit ein Fastnachtsbrauch, bei dem ein Stück Langholz («Bloch») in einem kostümierten Umzug nach Herisau und zurück gefahren wird – vielleicht ursprünglich ein Brauch zum Ende der winterlichen Holzzeit. Eigentlich könnte die Überschrift mit Fug heissen «Traditions- und Pioniergeist». Denn vom Brauch (den man auch im Tirol übt) geht es zur Holznutzung und vom Wald in weiser Einsicht über die Zusammenhänge zum Wasser. Überaus eindrücklich wird die Wassernutzung dargestellt von den alten Mühlen (Mahl-, Stampf- und Sägewerke) bis zu der vorbildlichen umweltfreundlichen Stromerzeugung, auf welche die Urnäsher mit Recht stolz sein können.

Das folgende Kapitel ist der *Kirchhöri* gewidmet, in andern Kantonen auch Kirchspiel oder Pfarrei genannt, nicht nur im kirchlichen, sondern auch im politischen Bereich jene Organisationszelle, aus der im Gefolge der Revolution die politischen Gemeinden entstanden (in Ausserrhodern jedoch eher eine Ausnahme). Die Urnäsher müssen schon vor 1377 wohl organisiert gewesen sein, sonst hätte man sie nicht in den Schwäbischen Städtebund aufnehmen können. 1414 bauten sie sich selbst eine Kirche, noch ehe sie 1417 die Anerkennung als selbständige Pfarrei erlangten – wohlverstanden mit einem Pfarrer, der das Amt an Ort und Stelle auszuüben hatte. Die Pfarreierhebung verdankten sie einer glücklichen Konstellation, nämlich nicht nur einem gütigen St. Galler Abt, sondern – das verdient erwähnt zu werden – dem am

Bischofsitz zu Konstanz tagenden Konzil. Politisch wurde Urnäsch damals als Rhod bezeichnet. Abt Ulrich VI. von Sax-Misox teilte zwischen 1212 und 1220 die Meierämter Appenzell und Trogen in je sechs Rhoden. Diesen Namen übernahm er aus Oberitalien und dem Tessin, wo mit «roda» ein Gebiet umschrieben wurde, das den Saumverkehr zu gewährleisten und Abgaben zu leisten hatte. Im Gegensatz zum landschaftlich geschlossenen Innerrhoden verloren im uneinheitlichen Ausserrhoden die Rhoden nach den Befreiungskriegen bald an Bedeutung. 1525 beschloss die Landsgemeinde, dass jede Kirchhöri über ihre Konfession selber entscheiden solle. Urnäsch wurde reformiert wie der übrige äussere Kantonsteil. Das ging alles friedlich vor sich und wäre es geblieben, wenn nicht die Innerschweizer mittels der Kapuziner auf Rekatholisierung gedrängt hätten, wobei es nebenbei auch um ein Soldbündnis mit Spanien ging. Die Kantons-Trennung 1597 verlief ebenfalls unblutig und rasch. Dagegen konnte man sich im äusseren Halbkanton nicht auf einen Hauptort einigen. So kam es, dass die kantonalen politischen Gremien abwechselungsweise an verschiedenen Orten tagten, der Kleine Rat auch in Urnäsch, woraus sich wohl der ungewöhnliche Reichtum des Gemeindearchivs teilweise deuten lassen könnte. Aus diesem werden ausgiebig lebendige Geschichten geschöpft, die der Autor mit viel Quellenauthenzität, Humor und oft eigenem Engagement eingängig zu erzählen versteht.

Wieder mit einem Brauch, der *Alpfahrt*, beginnt das Kapitel der Alpwirtschaft. Die Appenzeller kauften im Frühling auf auswärtigen Märkten Vieh, das sie im Sommer auf ihren Alpen mästeten und dann mit sattem Gewinn verkauften. So brauchten sie keine grossen Heuvorräte und Ställe. Dass sich ausgerechnet unter diesem Kapitel Hans Hürlemanns besonderes Spezialgebiet, die Appenzeller Musik, versteckt, ist selbst für den unerwartet, der ihn als ausübenden Musiker (25 Jahre lang hatte er eine eigene Kapelle) wie als Forscher und Förderer kennt. Am Schluss wartet das Kapitel mit einem eigenen Glossar auf.

Die folgenden Kapitel handeln von Nöten: Feuer – Wasser – Hunger – Pest, von Kräuterweibern, Quacksalbern und Dorfärzten; unter *Arbeit und Freizeit* findet man Ausführungen über Industrie und andere Arbeitgeber samt dem sportlichen Freizeitangebot. Im Anhang werden noch Politiker und Pfarrer aufgelistet, nebst Einwohnerstatistiken und Flurnamen. Den Schluss bilden ein Literatur- (und Quellen-)Verzeichnis, geordnet nach Autoren, sowie ein ausführliches Orts-, Sach- und Namenregister. Im Literaturverzeichnis vermisst man das grundlegende Werk von Anne-Marie Dubler («Masse und Gewichte im Staat Luzern und in der alten Eidgenossenschaft». Luzern 1975). Doch das ist eigentlich schon zuviel gekrittelt.

Endlich einmal wieder ein wirklich lektoriertes Buch! Nur bei der Wahl der Kapiteltitel scheint man (nach grösseren Kürzungen?) eine gewisse Mühe empfunden zu haben. So sollte beim Rorschacher Klosterbruch (S. 62) der Untertitel «Urnäscher Hitzköpfe» wohl eigentlich dort stehen, wo erzählt wird, dass dieser Akt gegen Abt Ulrich Rösch, (genannt der «bschissen Ueli») in

Urnäsch ausgeheckt wurde. Oft geht der Inhalt der Kapitel weit über den Titel hinaus.

Doch den Leser stört das kaum, denn der Autor hat keine Mühe, ein Thema logisch aus dem andern zu entwickeln, und/oder assoziativ ans andere anzuknüpfen. Es wird keine Gelegenheit verpasst, nützliche Erklärungen abzugeben, kaum einer Frage nach einem gescheiten Zusammenhang hinter einem rätselhaften Namen ausgewichen. In zahlreichen Kästen werden sprachliche und/oder institutionelle Eigentümlichkeiten erklärt; so wird der Leser zwanglos in Sachgebiete eingeführt, deren systematische Einbettung einen abschreckenden Umfang erheischt hätte.

Ein Buch, das man aufschlagen kann, wo man will, überall kurzweilig zu lesen und wunderbar illustriert. Wer Urnäsch noch nicht kennt, den macht es neugierig, Kenner macht es zu Freunden.

Peter F. Kopp

* * * *

JÜRIG GOLL / MATTHIAS EXNER / SUSANNE FRISCH: *Müstair. Die mittelalterlichen Wandbilder in der Klosterkirche* (Herausgeber: Freunde des Klosters St. Johann in Müstair, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2007). 296 Seiten, durchgehend farbig bebildert.

Auf das Buch, das hier angezeigt werden kann, haben wir lange, sehr lange, allzu lange warten müssen. Den Autoren des zu besprechenden Bandes ist dies nicht anzulasten. Jürg Goll bringt es auf den Punkt, wenn er schreibt: «Die Wandmalereien [...] zählen zu den populärsten Denkmälern mittelalterlicher Gemälde – und sind doch kaum bekannt. Sogar eingeweihten Wissenschaftlern fehlt die Übersicht über den gesamten Bestand [...]» (S. 11).

Nun ist es erschienen, gleichsam zur Hundertjahrfeier der ersten Publikation eines Teils der Wandmalereien der Klosterkirche St. Johann in Müstair durch Josef Zemp und Robert Durrer in den Jahren 1906 bis 1911. Was jetzt vorliegt, ist eine vollständige Bestandesaufnahme der karolingischen und romanischen Malereien in Müstair. In einer par force Leistung der Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair unter der Ägide von Guido Condrau ist das Buch entstanden. Angeregt anlässlich des Internationalen Kolloquiums von 1998 (die Akten erschienen 2002), wurde es in neun Monaten produziert, auf höchstem buchtechnischem und –ästhetischem Niveau. Ein schwieriges Unterfangen, musste doch das Buch entstehen, auf das die Forschung so lange wartete, aber es musste gleichzeitig den interessierten Laien ansprechen und sich auch finanzieren lassen. Dem Grafiker Guido Widmer, Zürich, ist die Gratwanderung gelungen. Sowohl die einzelnen Bildfelder sind in Farbabbildungen zu sehen wie je eine Vergrösserung eines Details. Die durchgehende Kombination von Bild und Ausschnitt

mag etwas geschmäcklerisch wirken, zumal – erstaunlicherweise – die Bildqualität hinsichtlich Schärfe und Brillanz der Farben nicht ganz das Niveau erreicht, das man sich wünschen würde; ungünstig auch, dass manche Bilder über den Falz auf die gegenüberliegende Seite laufen. Der so wichtige zyklische Ablauf der Bemalung wird dank den von Michael Wolf realisierten Falttafeln anschaulich. Diese Zusammenschau der Malereien bietet das Buch exklusiv, da sie vor Ort gar nicht möglich ist. Man mag es in Lehre und Forschung bedauern, dass dem Band keine CD ROM mit allen Abbildungen beigegeben wurde.

Das ganz grosse Verdienst ist es, dass die Autoren aus historischer, archäologischer, kunsthistorischer und theologischer Sicht über ihren streng wissenschaftlichen Schatten gesprungen sind und darlegen, was man heute sagen kann. Die früheren Projekte sind während Jahrzehnten daran gescheitert, dass man erst etwas veröffentlichten wollte, wenn alle Fragen beantwortet sind, das heisst nie.

Interessant ist die neue Datierung, welche Matthias Exner für die karolingischen Malereien in die Zeit der Söhne von Ludwig dem Frommen zur Diskussion stellt. Die politische Dimension des Bildprogramms ahnte man bisher bloss; wie anders konnte damals ein solch gigantisches Projekt entstehen, in einem scheinbar abgelegenen Alpental, denn aus welt- und kirchenpolitischen, strategischen Überlegungen heraus.

Nicht nur die Malereien werden präsentiert, auch die Marmorskulpturen und Stukkaturen fehlen nicht, die Fragmente der karolingischen Chorschranke, das romanische Standbild Karls des Grossen – vorsichtig datiert «12. Jahrhundert (?)» – und die aus den Ausgrabungen gewonnenen Reste der karolingischen Fenstergläser. Man beginnt die ursprüngliche Stimmung dieser Kirche zu erahnen, mehr kann es nicht sein. Die kräftigen Farben der Glasreste veranschaulichen, wie sehr die Wandmalereien blosse Ruinen sind, ein schwacher Abglanz ihrer originalen Erscheinung. Die Freilegung von 1947 bis 1951 hatte zwar eine Sensation zu Tage gebracht, doch leider auch eine starke Zerstörung der obersten Farbschichten hinterlassen. Der Versuch einer Rekonstruktion des originalen Farbklimas bleibt ein Desiderat für die Zukunft.

In einem gut lesbaren, auch für den Laien gedachten Text bettet Jürg Goll die Klosteranlage in die historisch-geographische Situation ein. Anhand einer Karte wird die geopolitische und strategische Bedeutung des heute zwar abgelegenen, aber zu keiner Zeit verlassen Münstertales zwischen Ofenpass, Reschen und dem Vintschgau deutlich. Im seit 826 angelegten Reichenauer Verbrüderungsbuch (Zentralbibliothek Zürich, Ms. Rh. hist. 27, f. 21r), erscheint das Kloster erstmals als «monasterium qui vocatur Tuberris», so genannt nach dem nahen Taufers. Die Legende, wonach Karl der Grosse das Kloster gestiftet haben soll, lässt sich quellenmässig nicht belegen. Heute weiss man, dass die für den Bau der Kirche verwendeten Hölzer im Jahr 775 gefällt worden sind, ein Jahr nach der Eroberung des Langobardenreichs durch Karl. Dies und weitere Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen fasst Goll knapp und anschaulich zusammen. Die Umwandlung in ein Benediktinerinnenkloster, erfolgte vor der Mitte des 12. Jahrhun-

derts, der Spiritual kommt aus dem Kloster Disentis. Um 1200 sind die romanischen Übermalungen der Ostwand und der Apsiden zu datieren. Ausser der mächtigen Äbtissin Angelina Planta fehlten zum Glück die finanziellen Mittel für grosse Veränderung. Sie liess 1492 die karolingische Saalkirche mit den drei Apsiden in eine spätgotische Hallenkirche umbauen; der Einzug des neuen Gewölbes und der Umbau fügte der karolingischen und romanischen Ausmalung grosse Verluste zu. 1983 wird Müstair UNESCO-Weltkulturerbe.

«Trotz Kenntnislücken soll hier der aktuelle Wissensstand der Geschichte der Wandmalereien in der Klosterkirche in 14 Hauptphasen vorgestellt werden» (S. 58). Der Quantensprung, der damit vollzogen wird, ist den Autoren hoch anzurechnen. Die vierzehn Phasen setzen mit der karolingischen Bauzeit ein; diese wird in das 4. Viertel des 8. Jahrhunderts gesetzt. Die Kirche war demnach für eine Weile nicht bemalt, denn die ersten Vorzeichnungen – Sinopien – werden vorsichtig in die 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts datiert, wie der Freskenzyklus auch (Phasen 2a und 2b). Matthias Exner schlägt die Zeit der Kaiser Lothar I. (823–855) und Ludwig II. (855–875) vor. Um 1200 (Phase 5), nach dem Einzug des Frauenkonvents, wurde die Ostpartie der Kirche neu bemalt, zu einer Zeit, als im Südtirol etliche Kirchen ausgeschmückt wurden. Goll findet die «gleiche Handschrift wie in Müstair» in der Burgkapelle von Hocheppan. Gaby Weber datiert in ZAK 64, 2007, S. 31, die Malereien im Norpertsaal der Müstairer Klosteranlage neu in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts und präzisiert, dass sie vor den romanischen Malereien in der Kirche anzusetzen sind. Im 15. Jahrhundert wurde das spätgotische Netzgewölbe eingezogen und bemalt (Phasen 6 bis 8). Die Neuzeit brachte Einbrüche und Übermalungen, 1878 malte Heinrich Kluibenschadel aus Rietz im Oberinntal die Kirche neu aus im Stil der Beuronener Schule (Phase 10). Nur sechzehn Jahre später entdeckte Josef Zemp im Dachraum die karolingischen Fresken. Zusammen mit Robert Durrer schätzte er die Bedeutung des Fundes richtig ein. 1904 bis 1909 begannen Zemp und Durrer mit den ersten Freilegungen und Ablösungen; die Himmelfahrt Christi – das was davon übrig geblieben ist – war von da an immer im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich zu sehen. Entscheidender war dann die Freilegung der Wandmalereien durch den Restaurator Franz Xaver Sauter unter der Leitung des Architekten Walther Sulzer und des Präsidenten der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege, Linus Birchler. Dies geschah von 1947 bis 1951, leider viel zu früh für eine fachgerechte Freilegung, und so wissen wir bis heute noch nicht genau, was Original ist und was Sauter übermalt und retuschiert hat, eine Arbeit, die noch, wie Goll ausführt, zu tun bleibt. Trotzdem, es kann nicht genug betont und wiederholt werden, ist es richtig, die Fresken jetzt schon vorzustellen; vieles kann man bereits anhand der Abbildungen eruieren. Erst 1982 erkannte Oskar Emmenegger, dessen Name mit Müstair verquickt bleiben wird, «die Gefährlichkeit der Hohlstellen hinter den romanischen Fresken» (S. 73) und hat Gegenmassnahmen ergriffen, auch zur ständigen Überprüfbarkeit des Schadens.

Nach Erwin Poeschel mit seinen Ausführungen im Kunstdenkmälerband von 1948 führte Linus Birchler die Malereien am Internationalen Kongress für Frühmittelalterforschung von 1951 in die Forschung ein; dieser Beitrag bleibt – streng gesehen – bis zu dem hier besprochenen Buch das Referenzwerk, da die Basler Dissertation von Marèse Sennhauser-Girard von 1959 unerklärlicherweise nie publiziert wurde, während Beat Brenk sich in seiner Basler Dissertation von 1963 auf die romanische Schicht konzentrierte, dann aber 1964 und 1966 Wesentliches auch über die karolingischen Malereien von Münstair nachtrug.

Eine Leidensgeschichte, man kann es nicht anders umschreiben, doch vergessen wir diese und schätzen uns glücklich, jetzt, 56 Jahre – sechsfünfzig! – nach der ersten, vorläufigen wissenschaftlichen Aufarbeitung durch Linus Birchler endlich das Wunder von Münstair in seiner Gesamtheit vor uns zu haben. Zu Recht betont Goll die Bedeutung des Bildprogramms, das zu entwerfen nur einem Gelehrten aus der Hofschule Karls des Grossen möglich war (S. 75): «Ein wahres Heilsgebäude umgibt den staunenden Betrachter.» Die Kirche an sich ist schon das Abbild von Jerusalem, die Malereien betonen dies zusätzlich, bieten Stoff und Anschauungsmaterial für die Predigt. Matthias Exner analysiert das Bildprogramm und bietet einen brillanten Einblick in die karolingische Welt und die Monumental- und Buchmalerei der Zeit (S. 83 ff.). Ihm ist insbesondere die neue Datierung in die Zeit nach 840 zu verdanken. Innen und aussen wurden die Wände «mit einer gekalkten Putzschicht überzogen» (S. 84), zwischen dieser Schicht und den Malereien konnte eine Schmutzschicht festgestellt werden, das heisst die Malereien müssen also später angesetzt werden. So wie die Malschicht sich uns heute präsentiert, ist sie weit entfernt von der ursprünglichen Erscheinungsform; die Farben sind verblasst oder gar verändert, die Pigmentschwärzungen verunkeln die Bilder (S. 85). Die Vergleichsmöglichkeiten halten sich in Grenzen – Aachener Pfalzkapelle, San Salvatore in Brescia, S. Maria Antiqua in Rom – und die nächste Parallele, die Ausmalung des St. Galler Gozbert-Münsters um 870, ist nur in ihren Bildlegenden fassbar, den «Carmina Sangallensia» (Zentralbibliothek Zürich, Ms. C 78 – nicht «Cod. 78» wie in Anm. 2 auf Seite 269), heute als Dauerleihgabe in der Stiftsbibliothek St. Gallen. Die Bildabfolge setzt mit einem breit ausgelegten Davidzyklus ein. Das oberste Register der Nordwand ist ganz der Geschichte um Aufstand und Tod von Davids Sohn Absalom gewidmet, einzigartig innerhalb des Materials aus karolingischer Zeit, das uns erhalten geblieben ist. Der bereits 1979 von Joan Cwi formulierte Vorschlag, fand in der Forschung kaum ein Echo, Exner kommt darauf zurück und setzt die Absalom-Geschichte mit dem Aufstand der Söhne Ludwigs des Frommen gegen den Kaiser in Parallele (S. 92). Ihm gelingt es auch, bisher unsichere Szenen zu deuten im Vergleich mit späteren Zyklen – wie den Königsbüchern (Codex graecus 333 der Bibliotheca Vaticana), die auf ältere Vorlagen zurückgehen – aber auch mit den Carmina Sangallensia, was den Leben-Jesu-Zyklus im zweiten bis vierten Register an der Süd- und Nordwand betrifft (S. 96). Im Unterschied zu St. Gallen wird die Passion

besonders ausgezeichnet, die Kreuzigung erstreckt sich über zwei Bildfelder. Damit beruft sich der Auftraggeber auf die grossen Vorbilder in Rom (Alt St. Peter, S. Paolo fuori le mura).

Die Majestas Domini dominiert die Mittelapsis, darunter folgt ein ausführlicher Bildzyklus zu Johannes dem Täufer mit der herrlichen Szene von Herodes' Gastmahl mit der kopfüber auf den Händen tanzenden Salome, ausführlich wie nirgends sonst in dieser Zeit, nur ottonische und mittelbyzantinische Parallelen sind zu nennen. Auch der Zyklus zu Stephanus, dem Erzmärtyrer, in der Südapsis ist einzigartig. In der Nordapsis verweist die «*Traditio legis*» auf römische Traditionen, nämlich das Apsismosaik von Alt St. Peter. Das Weltgericht an der Westwand ist dem Besucher nicht zugänglich, da es in der Klausur liegt; auf der Westempore versammeln sich die Nonnen zum Stundengebet. Umso dankbarer ist man für die nun endlich vorliegende Bilddokumentation der ersten monumental Weltgerichtsdarstellung der Kunstgeschichte, zu vergleichen mit der späteren Ausmalung der Vorhalle von St. Georg in Reichenau-Oberzell. Engel rollen den Himmel ein nach Apokalypse 6,14: «Der Himmel verschwand wie eine Buchrolle, die man zusammenrollt, und alle Berge und Inseln wurden von ihrer Stelle weggerückt».

Der Hauptteil des Buches ist dem Katalog der Malereien gewidmet, Bildfeld für Bildfeld wird besprochen von Susanne Hirsch (Theologie) und Jürg Goll (S. 115–260). Die Bilder werden durchnummeriert und einzeln abgebildet auf einer halben Seite, dazu wird eine Detailaufnahme gestellt. Die ikonographische Beschreibung ist präzise; der Leser ist dankbar, den zugehörigen Bibeltext abgedruckt zu finden. Es folgt eine Kurzbibliographie, die Rubrik «Zustand und weitere Hinweise» lässt die karolingische beziehungsweise romanische Originalsubstanz abschätzen. Erstmals kann man nun auch die Farbreste sehen, die bei der Abnahme und dem Transport ins Landesmuseum zurückgeblieben sind; ihnen werden Aufnahmen aus Zemp, Aquarelle von Robert Durrer und Details der abgelösten Fresken gegenübergestellt. Man ahnt, was die vorzeitige Aktion damals alles zerstört hat.

Der Anhang mit Bibliographie, Glossar und Bildnachweis beschliesst den Band. Ob der Entscheid, auf ein Register zu verzichten, ein sinnvoller ist, sei dahingestellt. Phänomenal und von grossem Nutzen sind die beigelegten grossen Farbfalttafeln mit den vier Gesamtansichten von Ost-, Nord-, Süd- und Westwand; jede Bildszene ist mit der Katalognummer und der ikonographischen Kurzbezeichnung versehen, was die Orientierung und die Gesamtanschauung dieses einzigartigen Zyklus erleichtert.

Christoph Eggenberger

* * * *

PETER FREY, mit Beiträgen von HEIDEMARIE HÜSTER PLOGMANN, MARLU KÜHN, MARQUITA und SERGE VOLKEN: *Das Stammhaus der Herren von Hallwyl – Die archäologischen Untersuchungen auf dem Wasserschloss Hallwyl 1995–2003* (Verlag hier + jetzt, Baden 2007). – 380 Seiten, 4 farbige und 158 s/w-Abbildungen, Fundkataloge mit zahlreichen Abbildungen und Tabellen.

Auf der Wasserburg Hallwyl fanden bereits bei der Restaurierung von 1910–1916 unter der Leitung des schwedischen Archäologen Nils Lithberg umfangreiche Untersuchungen im Boden und an den Gebäuden statt. Die 1924–1932 in fünf Bänden vorgelegten Resultate bilden einen Meilenstein in der Schweizerischen Burgenforschung.¹ 1995–2003 führte die aargauische Kantonsarchäologie unter der Leitung von Peter Frey, ausgebildetem Grabungstechniker und Leiter der Abteilung Mittelalterarchäologie, parallel zur neuen Sanierung in den von baulichen Eingriffen betroffenen Bereichen Untersuchungen durch. Mit der vom Verlag hier + jetzt herausgegebenen Monografie über Hallwyl eröffnet sie eine lose Reihe «Archäologie im Aargau». Neben dem Hauptautor Peter Frey, der die Kapitel Einleitung, Untersuchungsbezug, Funde, Familie von Hallwyl, Grabungsergebnisse und Zusammenfassung verfasste, schrieben Marquita und Serge Volken, Heidemarie Hüster Plogmann sowie Marlu Kühn Beiträge über die Leder- und Tierreste sowie die Tier- und Pflanzenreste. Kataloge und Tabellen, von denen der Türen- und Fensterkatalog sowie die Tabelle mit den Innenraumflächen besonders zu erwähnen sind, runden den in Hardcover gebundenen Band ab.

Zu Beginn der Buchbesprechung² gilt es, die Auseinandersetzung mit den komplexen Befunden, dem fünfbandigen Werk Lithbergs und der Masse der Kleinfunde grundsätzlich zu würdigen. Lithberg publizierte von rund 50'000 Objekten bereits 3'256 Stück. Dazu gesellen sich 2'676 neue Funde, wovon Frey 988 vorlegt. Er bezieht wichtige Altfindungen – beispielsweise das Bootswrack auf S. 99 – in die Auswertung ein und formuliert gleichzeitig das Desiderat einer kulturgeschichtlichen Gesamtauswertung des Fundmaterials.

Folgen wir ihm auf seinem Rundgang durch die einzelnen Gebäude der Burg und durch die Kapitel der Auswertung, so trüben einige Mängel und Ungereimtheiten im Text und auf den Abbildungen den ersten Eindruck. Betrachten wir dazu zunächst das zwischen dem Palas und dem Wohnturm verlaufende Schichtenprofil S. 59/Abb. 68. Auf den Profilplänen Abb. 2 und 6 ist es nicht eingezeichnet. Die in der Bildlegende fehlende Zuweisung zur Alt- oder Neugrabung muss aus der geschnittenen Nr. 4 «Grabung Lithberg» (Verfüllung eines Schnittes von 1910–16) erschlossen werden. Zu den folgenden Beobachtungen wünschte man sich Erklärungen: Nr. 5 «Humose Planierungsschicht, spätmittelalterlich» überlagert teilweise Nr. 4 «Grabung Lithberg», und die Oberfläche von Nr. 1 «Anstehender Moränenlehm» liegt höher als jene der auch westlich von Nr. 4 vorhandenen Nr. 5 «Humose Planierungsschicht, spätmittelalterlich». Lässt Letzteres zwischen Nr. 4 und Nr. 17 «Wohnturm, Ostmauer (M9), unterste Steinlage spätes 12. Jh., darüber 1914» auf eine mind. 5.5 m breite, 90 cm tiefe Eintiefung

schliessen, deren nicht gefasster Boden tiefer lag als das Turmfundament Nr. 17 und die erst im Spätmittelalter mit Nr. 5 aufgefüllt wurde? Diese Eintiefung suchen wir im Text und auf dem Grundrissplan S. 44/Abb. 47 vergeblich.

Beim stellenweise etwas unschön reproduzierten Planmaterial (Grund- und Aufrisse mit «digital gebrochenen» Linien, zum Beispiel Abb. 56 und 67) sind manche in Auswahl aufgezählte Unterlassungen und Fehler offensichtlich auf eine unsorgfältige Redaktion zurückzuführen:³ Abb. 2: Schnitt 18 ohne Nummer; Abb. 6: Lage Profil Abb. 68 nicht eingezeichnet; bei den Legenden der Profilpläne Abb. 2 und 6 wäre der Verweis auf die Abbin- dungsnummern des jeweiligen Profils hilfreich; Abb. 30: Mauerfugen/ Bauphasengrenzen fehlen weitgehend; Abb. 39: steingerechte Aufnahme von Nr. 10 (M73/70) ohne Baufuge, dagegen Grundrissplan Abb. 29 und Mauerkatalog S. 320 mit Baufuge zwischen M73/70; Abb. 46: Süden liegt oben, kein Nordpfeil; Abb. 47: Abwassergräbchen ohne Höhenkoten, und Abb. 158–160: auf den Grundrissplänen mit rekonstruierten Raumordnungen in Häusern fehlen die zum jeweiligen Bauzustand gehörenden Fenster. Die jeweils mit Nr. 1 beginnenden Legenden erschweren die Lesbarkeit der Grundriss- und Schnittpläne, da die Ziffern selten denselben Befund bezeichnen. Bei einigen Plänen (zum Beispiel S. 38/Abb. 39, S. 50/Abb. 56 und S. 52/Abb. 57) verzichtete man auf eine konsequente Bezeichnung, was jeweils das umständliche Blättern auf S. 14/Abb. 7 (Mauerplan) und auf S. 329–332/Abb. 165–168 (Fenster- und Türenpläne) erfordert. Bemerkenswerterweise war der Verlag nicht zum ersten Mal mit der Publikation archäologischer Pläne konfrontiert, wie ein in der Reihe Argovia erschienener mittelalterarchäologischer Aufsatz zeigt. Hier sind die Mauernummern in den Abbildungslegenden konsequent eingesetzt, und jede Mauer trägt die zugehörige Nummer.⁴

Ein für Fachpersonen und Laien gleichermaßen sehr grosses Ärgernis stellen der Verzicht auf Abbildungsverweise und das häufige Fehlen von Querverweisen in Freys Text dar. Wie folgende Beispiele zeigen, muss der Leser die Informationen manchmal regelrecht suchen.

1. Von den auf S. 29 beschriebenen Illustrationen der Kapelle im späten 16. Jahrhundert finden wir nach Vergegenwärtigung ihrer Lage auf S. 11/Abb. 3, insgesamt deren vier: Titelbild (nebenbei: in der Legende auf S. 379 Verwechslung von links und rechts bei der Situierung des vorderen Hauses mit Treppenturm und dem Backhaus), S. 137/Abb. 131, S. 138–139/Abb. 132 und S. 167/Abb. 157. Mangels Verzeichnis der Bildquellen wissen wir nicht, ob wir alle Bilder gefunden haben.

2. Beim auf S. 96 beschriebenen Turnierkrönlein verweist Anm. 251 auf «Lithberg III, Pl. 45 C». Das Objekt ist aber mit Mitfunden ausserhalb des Fundkatalogs auf S. 27/Abb. 20 zu sehen, auf S. 25 findet sich ein weiterer Kommentar zur Fundlage. Die Rekonstruktion des Ofens mit den auf S. 91 beschriebenen Kacheln begegnet uns auf S. 182/Abb. 164.

3. Auf der Suche nach Informationen zur Wasserversorgung finden wir im «Alten Haus», im südlichen Raum des Erdgeschosses einen

halbkellerartig bis in die Grundwasserzone abgetieften Raum, der «am ehesten als Grundwasserzisterne» diente (S. 33; ferner S. 145). Eine klare Datierung ins frühe 14. Jh. finden wir in der Legende S. 32/Abb. 29 bei Nr. 9: «Mutmassliche Zisterne M72» und im Mauer-katalog (S. 320/M72). Auf S. 168/Abb. 159 «Altes Haus, Raumord-nung des frühen 14. Jahrhunderts» und im nebenstehenden Text kommt die Zisterne nicht vor. In den Kapiteln «V.B Die architekto-nischen Elemente» und «V.C Burgenkundliche Aspekte» suchen wir Angaben zur Wasserversorgung vergeblich. Erst auf S. 178, unter «V.D Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Erkenntnisse» «V.D4 Trinkwasser», bringt Frey die historischen Nennungen eines Sod-brunnens mit ebendieser Zisterne in Verbindung.

Verweilen wir im Alten Haus. Bei diesem Bau wünschte man sich auf S. 168f. eine noch eingehendere Darstellung und Würdi-gung des Originalbestandes des 14. Jahrhunderts und der Wieder-herstellung nach den kriegerischen Zerstörungen von 1415 auch in Verbindung mit den historischen Raumbezeichnungen. Der mit Zisterne ausgestattete Raum im Erdgeschoss wurde um 1400 als «grosse Stube» bezeichnet (S. 169). Im nördlich anschliessenden Raum enthält die nach 1415 aufgemauerte Partie der östlichen Aussenwand einen Schüttstein (S. 35; auf den Plänen nicht sicht-bar). Da sich vielleicht bereits vorher ein Schüttstein an dieser Stelle befand, scheint die Annahme einer Umwandlung zur Küche nach 1415 nicht zwingend (S. 169, Anm. 504 und 509). Auch der Befund für die mutmassliche Unterteilung dieses Raums ist auf den ersten Blick nicht ersichtlich. Wird sie aus der auf S. 35 Anm. 98 genannten um 9 cm variierenden Höhe der Mörtelbodenober-fläche abgeleitet? Dieser Mörtelboden ist im Alten Haus nur in diesen beiden nördlichen Räumen als Befund nachgewiesen. Ob seine mit Ziegelmehl rot eingefärbte Oberfläche als dekoratives Element oder als Schutz gegen die Feuchtigkeit diene, wäre zu erörtern und als Argument für oder gegen eine Küche im frühen 14. Jahrhundert einzusetzen. Beim grabenseitigen Hocheingang T65 im Obergeschoss resultiert aus dem Vergleich von vier Text-stellen (S. 32/Abb. 30: Nr. 7; S. 35; S. 37 und Anm. 102; S. 326): Er entstand aufgrund der Brandspuren vor 1415, fehlt aber auf S. 144/Abb. 139 «zweites Viertel 15. Jh., Rekonstruktion» und S. 168/Abb. 159. Eine Zugehörigkeit zum Originalbestand wird nicht explizit ausgeschlossen. Dadurch ergeben sich Fragen zur ursprünglichen Raumfunktion (S. 169): War es ein Austritt (Abort, Erker?) des «saalartigen Wohnraumes mit grossen Fenstern», den man später zu einem Aufzug umfunktionierte? Oder gab es von Anfang an einen Aufzug, dessen zugehöriger Landungssteg «frühestens im 2. Viertel des 15. Jh.» vollständig ersetzt wurde? War der Wohnraum zugleich Lagerraum?

Eine Schlüsselstelle der Monografie ist der Siedlungsbeginn. Am Anfang der bewegten Bauentwicklung, gemäss den Funden aus dem späten 12. Jh. (S. 165), entstand der von einem Graben umgebene Wohnturm auf der hinteren Insel. S. 45: «Der Bau des Turms erfolgte in einer grossen rechteckigen Baugrube. ... Über-schüssiges Aushubmaterial – soweit es nicht abgeführt worden war – wurde auf dem Bauplatz einplaniert. An der Westseite des Turms

erreichte diese Planierung eine Dicke von 0.4 m. Sie schloss direkt der Turmfassade an und wurde von dem unten vorzustellenden Spitzgraben und den Abwassergräbchen durchschlagen». In Anm. 115 präzisiert er: «Der Spitzgraben und beide Abwassergräbchen durchschlagen den beim Bau des Wohnturms einplanierten Baugru-benaushub. Dennoch dürfte zwischen dem Turmbau und dem Aus-hub des Gräbchens und des Spitzgrabens nur geringe Zeit verstri-chen sein. Vermutlich handelt es sich nur um eine Etappierung innerhalb eines Bauvorhabens, denn der in flachem Gelände ste-hende Turm erforderte als Annäherungshindernis zwingend einen ihn umgebenden Graben». Aufgrund der folgenden Argumente hätte sich der Rezensent nicht auf den Wohnturm ohne Ringmauer als erstes Bauwerk festgelegt, resp. die Möglichkeit eines archäolo-gisch zwar nicht fassbaren, aber dennoch denkbaren hölzernen Vorgängerbaus zumindest diskutiert.

1. Die Bauplatzplanie ist auf den sieben publizierten, im N, W und S des Turms verlaufenden Profilen (Abb. 49–55) nur westlich des Turms auf Abb. 51 Nr. 3, «Umgelagerter Moränenlehm, Planie-rung Bauplatz» zu finden.⁵ Strich und Punkt der Anschrift von Nr. 3 zeigen just auf die Kontaktstelle zweier Schichten. Die zuerst abgelagerte untere Schicht geht gegen W nahtlos in Nr. 8 «In den Spitzgraben eingeschwemmter Lehm» über, die ihrerseits bereits auf den unteren Verfüllungen des Grabens Nr. 4 und 5 liegt. Keine der beiden Schichten wird hier sichtbar vom Graben geschnitten.⁶ Fazit: Das zeitliche Verhältnis von Turm und Graben bleibt in den publizierten Profilen ungeklärt, da beim später entlang der N-, W- und S-Turmmauer erfolgten Aushub des Abwassergräbchens die entscheidenden Kontaktstellen der Stratigrafie zerstört wurden.

2. Bei der Burg Nidau BE umgab man bereits im frühen 13. Jh. einen dendrochronologisch (d) um 1180 errichteten Holzturm mit einem steinernen Bergfried. Die Grundfläche des quadratischen Holzturms mit Seitenlänge von 4.6 m betrug etwas über 21 m².⁷ Auf Hallwyl entzogen der Bau des Wohnturms und spätere Eingriffe eine Fläche von mindestens 280 m² im Zentrum der hinteren Insel dem archäologischen Zugriff für immer. Sie könnten Spuren eines Holzbaus dauerhaft zerstört haben.

3. Laut Frey waren der Wohnturm und der (d) um 1265⁸ errich-tete Palas bis in die erste Hälfte des 14. Jh. von einem Graben umgeben, eine hölzerne oder steinerne Umfassungsmauer war nicht vorhanden. In der Tat traten zwischen Turm und Grabenbö-schung keine entsprechenden Spuren zu Tage. Das Beispiel der Burg Zug ZG lehrt uns aber, dass eine steinerne Umfassung-mauer durchaus am Fuss der inneren Grabenflanke verlaufen kann.⁹ Der fragliche Bereich wurde in Hallwyl durch den Bau der Ringmauer der ersten Hälfte des 14. Jh. und die damalige Neuge-staltung des Burggrabens überformt, was zur Tilgung etwaiger Befunde geführt haben könnte. Daher ist auch die genaue Form des Grabens nicht mehr feststellbar. Insbesondere aufgrund des Fehlens der Grabensohle würde der Rezensent sich nicht auf den Begriff «Spitzgraben» festlegen.

4. Die Datierung ins späte 12. Jh. beruht auf den Keramikfun-den, namentlich den Töpfen mit Lippen- und Wulstrand. S. 85: «Sie

treten jeweils vergesellschaftet mit leistenförmigen Topfrändern auf, die für das 13. und frühe 14. Jahrhundert typisch sind». Aufgrund dieser Fundvergesellschaftung weisen die ältesten Scherben aus den nach dem Bau des Turms ausgehobenen Abwassergräbchen lediglich auf den Beginn der Siedlungstätigkeit auf dem Burgplatz hin, ermöglichen aber keine enge Eingrenzung der Bauzeit des Turms.¹⁰ Bei den keramischen Funden wäre ferner interessant zu wissen, inwieweit die von Reto Dubler im Rahmen seiner Lizenzarbeit¹¹ aus der Aufarbeitung der Altfunde erzielten Erkenntnisse einfließen.¹² Zu erwarten wären unter anderem Aussagen zu den vorhandenen Warenarten sowie zum Produktions- und Verbrauchszeitraum. Bei der ältesten Ofenkeramik vermisst man die Abbildung der im Text S. 88 genannten Typen A–F – blätterndes Suchen im Fundkatalog ist angesagt. Gerne wüsste man, ob vom veriegelten Ofenlehm der Lithberg-Grabung noch Stücke mit Kachelabdrücken vorhanden sind. Da es sich um den Abbruchschutt eines Ofens handelt, wären auch Mindestindividuen-Zahlen der mitgefundenen Kacheln interessant. Doch zurück zur Datierung! In Ermangelung absoluter Datierungen auf Hallwyl erfolgt die zeitliche Einordnung der Keramik über typologische Vergleiche. Aus dem Zeitraum des 12./beginnenden 13. Jh. sind noch immer sehr wenige geschlossene Komplexe bekannt, die aufgrund von Münzen, Archivalien oder Dendrodaten absolut datiert sind. Die folgenden beiden Fundstellen bieten diese Voraussetzungen, werden aber nicht zitiert: Üetliberg-Uto Kulm ZH: Münzdatiertes Ensemble,¹³ und Nidau BE: Mehrphasige Stratigrafie mit Dendrodaten im Bergfried.¹⁴ Bei der vom Autor zitierten Fundstelle Zürich-Münsterhof ist nicht ersichtlich, dass dort auch absolut datierte Fundensembles vorliegen.¹⁵ Schliesslich vermissen wir einen Vergleich mit den Kacheln des (d) 1208 datierten Ofens von Winterthur-Metzggasse.¹⁶ Vergleiche – inklusive Bemerkungen zu offensichtlichen Unterschieden – hätten die vorgeschlagenen Datierungen besser untermauert.

Fazit der Punkte 1–4: Im späten 12. Jh. setzt die Besiedlung der westlichen Insel ein. Die Errichtung des Wohnturms lässt sich im Zeitraum des späten 12. bis mittleren 13. Jh. nicht genauer festsetzen – dies insbesondere aufgrund der Vergesellschaftung der Scherben des späten 12. Jh. mit Keramik des 13. und frühen 14. Jh. Die architekturgeschichtliche Einordnung auf S. 165 müsste daher diesen gesamten Zeitraum berücksichtigen.¹⁷ Die Errichtung des Turms könnte durchaus zur spurlosen Beseitigung eines Holzbaus geführt haben. Der Graben gehört sicher zum Grundbestand. Denkbar wäre eine hölzerne oder steinerne Umfassung am Fuss der inneren Grabenböschung.

Die geäusserte Kritik lässt leider in den Hintergrund treten, dass Frey als Spezialist für mittelalterliche Bauten, insbesondere Burgen, aus seiner über 25-jährigen reichen Erfahrung schöpft und eine Fülle interessanter Details und Vergleichsbeobachtungen ausbreitet. Auch in den Beiträgen der MitautorInnen findet sich eine Fülle von Erkenntnissen über das Alltagsleben auf Hallwyl und die Kultur- und Naturlandschaft des Seetals. Herausgegriffen seien die Diagnose einer angeborenen Missbildung, eines sogenannten

Sichelfusses (Marquita und Serge Volken), die Vorliebe für gebratenes Fleisch von jungen Ebern, für Hühner und für eher kleinere Fische von unter 20 cm Länge (Heide Hüster Plogmann) und der Nachweis von Kornelkirsche, Feige, Mispel und Pfirsich als Besonderheiten unter den Obstarten (Marlu Kühn).

Fassen wir abschliessend einige wichtige Punkte zusammen. Dem Begriff «Holzbau» haftet aus heutiger Sicht bisweilen leider eine abwertende Wertung an. Das Beispiel der, ausgehend vom archäologischen Befund, rekonstruierten «Bachritterburg» lässt die repräsentative Wirkung und Wohnlichkeit eines Holzturms dreidimensional erleben.¹⁸ Ein vergleichbarer Bau ist gleichberechtigt neben den steinernen Wohnturm an den Siedlungsbeginn von Hallwyl zu stellen. Die wichtigste Forderung der vorliegenden Rezension ist eine entsprechend offene Formulierung bei der künftigen Herausgabe eines Kurzführers:

Phase I: Turm, möglicherweise zuerst hölzerner Vorgängerbau, dreiseitig von einem Graben und möglicherweise einer am Fuss der inneren Grabenböschung stehenden hölzernen oder steinernen Umfassung umgeben (spätes 12. Jh. – mittleres 13. Jh.).

Phase II: Bau des Palas (d) um 1265, Beibehaltung des Wohnturms, des Grabens und der vermuteten Umfassung.

Die Gründe der in Auswahl aufgezeigten Mängel sind sicherlich vielfältig. Inhaltliche Unstimmigkeiten wären mit einem sorgfältigen Fachkuratorat von Text und Bildmaterial vermeidbar gewesen. Auf das bei einer archäologischen Monografie besonders benutzerunfreundliche Weglassen von Abbildungsverweisen ist bei weiteren Bänden unbedingt zu verzichten. Soll die Leserschaft «weiterführende Erkenntnisse und Schlüsse aus unserer umfassenden Dokumentation und Präsentation der Funde ziehen» können, ist sie auf bestmögliche Unterstützung angewiesen. Daran sei – durchaus im Wissen um die Problematik der Finanzierung – der Wunsch nach mehr Farbbildern angebracht. Aus didaktischen Gründen wären Farbe und ein grösseres Format besonders bei S. 181/Abb. 163 «Palas: Raum II/III, Rekonstruktion des Zustands um 1340» wichtig gewesen, da solche Bilder die bemerkenswerte Farbigkeit eines mittelalterlichen Repräsentationsraumes nachhaltig vermitteln könnten. Nach Behandlung der offensichtlichen «Kinderkrankheiten» werden sich künftige Werke der neuen Buchreihe sicherlich dem regen Zuspruch breiter interessierter Kreise erfreuen.

Werner Wild

ANMERKUNGEN

¹ NILS LITHBERG, *Schloss Hallwil*, 5 Bde., Stockholm 1924–1932. – ANDREAS MOTSCI, *Eine Pioniergrabung auf Schloss Hallwyl (1910–1916)*, in: *Mittelalter* 5, 2000/3, S. 84–90.

² Der Schreibende hat sich auf Wunsch des Autors dieser Aufgabe angenommen.

³ Die als Korrigenda einzuklebenden Abbildungslegenden sind hiervon natürlich ausgenommen.

- ⁴ CHRISTOPH REDING, *Die Burgruine Schenkenberg bei Thalheim*, in: *Argovia* 117, 2005, 8–74.
- ⁵ Profil Abb. 50: Schicht über dem gewachsenen Boden nicht angeschrieben. Aufgrund des Vergleichs der Höhenkote ihrer Oberfläche mit dem benachbarten Profil Abb. 49 offenbar Teil des gewachsenen Bodens.
- ⁶ Allfällige Beobachtungen zur Stratigrafie in den Grabungsflächen bleiben mangels Beschreibung resp. Vorlage entsprechender Pläne unbekannt.
- ⁷ EVA ROTH HEEGE, *Die Funde aus dem Schloss Nidau (Ausgrabungen 1985 bis 1987)*, in: *Archäologie im Kanton Bern* 5B, 2004, S. 591–640.
- ⁸ Im Dendro-Katalog findet man auf S. 349 mit Nr. 2000.176 die jüngste Probe der original im Palas verbauten Balken. In Anm. 116 wäre für im Umgang mit Dendrodaten weniger geübte Leser ein kurzer Kommentar des gedanklichen Weges von «1253» zu «um 1265» (nur ein Splintjahr vorhanden, Waldkante fehlt) hilfreich.
- ⁹ JOSEF GRÜNENFELDER / TONI HOFMANN / PETER LEHMANN, *Die Burg Zug. Archäologie – Baugeschichte – Restaurierung* (= Schweizer Beiträge zur Archäologie und Kulturgeschichte des Mittelalters 28), Basel 2003, S. 36ff.
- ¹⁰ Vorlage der Funde zwar nach Fundort und Ensemble, doch nicht oder nur schwer den entsprechenden Schichten auf den Profilzeichnungen zuweisbar, zum Beispiel Kat. 165–230 «nördliches Abwassergräbchen des Wohnturms: Füllschicht» aus Abb. 49/50 Schicht Nr. 2, 3 und/oder 4?
- ¹¹ Ein Zitat ist in der Monografie nicht zu finden. RETO DUBLER, *Die älteste Keramik von Schloss Hallwyl (Seengen, Kt. Aargau): Neubearbeitung von Altfunden aus den Jahren 1910–1916*. Unpublizierte Lizentiatsarbeit, Universität Bern, 2001. Einsichtnahme im Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie der Römischen Provinzen möglich.
- ¹² S. 84, Anm. 170: Verwendung der Zeichnungen; Weglassen der zahlreichen Bodenscherben und verzierten Wandscherben von Töpfen im Katalog, da unter den Neufunden in gleicher Art vertreten und für die Feindatierung ohne Belang.
- ¹³ RENATA WINDLER, *Mittelalter und Neuzeit*, in: IRMGARD BAUER ET AL., *Üetliberg, Uto-Kulm. Ausgrabungen 1980–1989*. Textband (= Berichte der Zürcher Denkmalpflege, Archäologische Monografien 9), Zürich 1991, S. 205–225.
- ¹⁴ EVA ROTH HEEGE (vgl. Anm. 7). Phase 1: Holzbauten mit Umbauphase: Funde kurz vor resp. mit dem Umbau von (d) 1155 im Boden eingelagert; Phase 2: Planierung für Holzturm (d) um 1180, Phase 3: Bau des steinernen Bergfriedes: frühes 13. Jh.
- ¹⁵ JÜRIG SCHNEIDER / DANIEL GUTSCHER ET AL., *Der Münsterhof in Zürich, Bericht über die Stadtkernforschungen 1977/78* (= Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 9/10), Olten 1982, S. 61ff., 88ff.
- ¹⁶ ANNAMARIA MATTER / WERNER WILD, *Neue Erkenntnisse zum Aussehen von Kachelöfen des 13. und frühen 14. Jahrhunderts – Befunde und Funde aus dem Kanton Zürich*, in: *Mittelalter* 2, 1997/4, S. 77–94.
- ¹⁷ Vgl. zum Beispiel Mörsburg, Kanton Zürich: (d) 1242 Umman- telung eines Steinbaus mit Megalithmauerwerk zu einem eben- falls imposanten Wohnturm von 22 × 16.8 m Grundfläche (Hallwyl: 18.2 × 15.4 m), früher bereits aufgrund der kunstgeschichtlichen Einordnung der Kapelle ins mittlere 13. Jh. datiert. CHRISTIAN RENER, *Die Bedeutung der Dendrochronologie für die Arbeit der Denkmalpflege und für die Landesgeschichte, Katalog der dendrochronologisch datierten Schlüsselbauten im Kanton Zürich*, in: *Zürcher Denkmalpflege*, 11. Bericht, 1983–1986, 4. Teil, Zürich 1995, S. 467. – DANIEL REICKE, «von starken und grossen flüejen». *Eine Untersuchung zu Megalith- und Buckelquader-Mauerwerk an Burgtürmen im Gebiet zwischen Alpen und Rhein* (= Schweizer Beiträge zur Archäologie und Kulturgeschichte des Mittelalters 22), Basel 1995, S. 64ff.
- ¹⁸ Eschelbronn D, Periode III (d) 1271: Grundfläche 8.4 × 7.2 m. TILMAN MITTELSTRASS, *Die Rekonstruktion eines hölzernen Wohnturms des 13. Jahrhunderts in Stabbauweise in Kanzach, Landkreis Biberach*, in: *Holz in der Burgenarchitektur* (= Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V., Reihe B: Schriften), Braubach 2004, 117–124. – Vgl. auch: www.bachritterburg.de

* * * *

